

Der Luchs

Von *Ulrich Wotschikowsky*

Die Geschichte des Luchses ist durch die zwiespältige Betrachtungsweise des Menschen bestimmt: Zwar genoß die Großkatze stets einen hohen Status als begehrte Jagdbeute, doch galt sie andererseits als „Geißel der Wildbahn“. Hartnäckige Verfolgung führte im vergangenen Jahrhundert zu ihrer Ausrottung in Mitteleuropa. Dabei ist der Luchs für den Menschen ungefährlich, und Haustiere reißt er nur selten.

Neuere Untersuchungen lassen sein Wirken in einem anderen Licht erscheinen. Er lebt einzeln in sehr großen Revieren und benötigt nur wenig Nahrung. Die Anzahl seiner Beutetiere kann er daher kaum nachhaltig verringern. Der Luchs ist ein Meister der Pirschjagd, doch viele Fehlversuche zeugen davon, daß seine Beutetiere sehr wachsam sind. Deshalb fallen ihm überwiegend unerfahrene, kranke, schwache oder überalterte Tiere zum Opfer. Seine Hegearbeit kann vom Menschen nicht ersetzt werden.

In den Gebirgswäldern ist das Reh das wichtigste Beutetier des Luchses. Diese Wildart ist überaus häufig und deshalb für Forstwirtschaft und Jagd gleichermaßen ein „Problemtier“ geworden. Der Luchs könnte ein wertvoller Partner für Förster und Jäger sein, doch darf sein Einfluß nicht überschätzt werden. Da er auch Kleinraubtiere fängt, vor allem Füchse, ist seine Gegenwart im Tollwutgeschehen möglicherweise sogar ein Vorteil.

In mehreren Gegenden Mitteleuropas ist der Luchs erfolgreich wiedereingebürgert worden. Der Alpenraum bietet sich dafür förmlich an. Dies wäre ein Akt der Wiedergutmachung an unserer Heimatnatur, darüber hinaus ökologisch sinnvoll und nicht zuletzt ein bedeutsamer Schritt zur Verwirklichung von Gesetzen, die den Luchs schützen, obwohl er nicht vorkommt.

Große Raubtiere sind in Mitteleuropa verhältnismäßig rasch durch direkte menschliche Verfolgung ausgerottet worden, bevor die Zivilisation ihre Lebensmöglichkeiten zerstören konnte. Meist war es die Viehzucht, die sie an der Grenze zwischen Wildnis und kultiviertem Land empfindlich störten. Für die damals arme Bevölkerung auf diesem Vorposten der Zivilisation konnte der Verlust an Haustieren durch Wolf oder Bär sehr wohl zu einer Existenzfrage werden. Es entsprach dem Geist der Zeit, solche Konkurrenten zu liquidieren. Nicht der Veränderung ihres Lebensraumes sind also die großen Raubtiere vorwiegend zum Opfer gefallen, sondern der unmittelbaren Nachstellung des auf maximalen Nutzen bedachten Menschen.

Seit etwa 100 Jahren sind die großen Räuber Wolf, Bär und Luchs aus unseren Wäldern verschwunden. Inzwischen hat sich die wirtschaftliche Situation sehr verbessert. Der Verlust einiger Schafe könnte kaum mehr existenzgefährdende Folgen haben, und finanziell wäre er ein unsichtbarer Tropfen im großen Topf der landwirtschaftlichen Kosten, die die Gesellschaft heute in Form von Subventionen, Butter- und Fleischbergen oder Milchpfennigen trägt. Dennoch wächst die Toleranz gegenüber problematischen Tierarten, wie es Raubtiere nun einmal sind, offenbar nur sehr zögernd. Entgegen vieler Beteuerungen ist das verhängnisvolle Nutzen-Schaden-Denken noch nicht überwunden. Vielfach begegnen wir auch einer maßlosen Überschätzung der Wirkungsmöglichkeiten von Raubtieren, die ihnen die Rückkehr erschwert. Weitverbreitet ist dazu die Ansicht, sie könnten nur in Urlandschaften leben.

Aufschlußreiche Ausrottungsgeschichte

Auch der Luchs gilt im Empfinden vieler Menschen als ein typischer Urwaldbewohner. Eiberle hat jedoch für die Schweiz überzeugend aufgezeigt, wie der Rückzug dieser als Jagdbeute stets sehr begehrten, als Konkurrent vom Jäger andererseits grimmig gehaßten Raubkatze Hand in Hand ging mit der Verbesserung der Jagdtechnik und der Erschließung entlegener Wälder. Der Luchs ist also keineswegs generell ein Bewohner „uriger“ Landschaften; wohl aber konnte er sich in felsigen, schneereichen Wäldern der Nachstellung des Jägers am längsten entziehen.

Ein Gegenstück dazu bildet die Geschichte der Wiedererstarkung des Luchsbestandes in Schweden: um 1930 war der Luchs dort nahezu ausgerottet. Nur im hohen Norden fristete ein kleiner Restbestand sein Dasein. Rechtzeitig erlassene Schonbestimmungen führten alsbald zu einer Stabilisierung, und innerhalb weniger Jahrzehnte hat der Luchs ganz Schweden zurückerobert. Dabei wird auch in diesem Land die „Urlandschaft“ ständig weniger und der Luchs wird sogar seit längerer Zeit wieder bejagt. Wie konnte es also zu diesem erstaunlichen Aufschwung kommen?

Wir müssen uns, um darauf eine Antwort zu finden, etwas eingehender mit der Lebensweise und den Umweltansprüchen des Luchses auseinandersetzen. Bleiben wir zu diesem Zweck gleich in Schweden, wo Haglund mit seinen Mitarbeitern insgesamt 2371 km Luchsfährten im Schnee ausging und dabei zu wertvollen Erkenntnissen gelangte, die etwas Licht in die sonst verborgene Lebensweise dieser Großkatze bringen.

Ein Meister der Pirschjagd

H a g l u n d bezeichnet den Luchs als Hungerkünstler; er findet nämlich auch in sehr kargen, wildarmen Wäldern sein Auskommen, wo er nicht selten nur jeden zweiten Tag einen Schneehasen oder ein Haselhuhn erbeutet. In den Rentierweidegründen der Lappen profitiert er andererseits sehr von deren halbdomestizierten Tieren. Ferner spielt das in Skandinavien noch ziemlich häufige Auerhuhn eine wichtige Rolle, neuerdings auch das Reh, das erst seit wenigen Jahrzehnten bis zum Polarkreis vorgedrungen ist.

Entgegen der weitverbreiteten Ansicht, daß er seinen Opfern im „Hinterhalt“ auf-lauere und dazu mit Vorliebe auf Bäume klettere, ist der Luchs vorwiegend ein ausdauernder Pirschjäger. Nach H a g l u n d bringt er allnächtlich etwa 17 km hinter sich, wobei er nur ausnahmsweise in derselben Nacht wieder an den Ausgangspunkt einer solchen Wanderung zurückkehrt. Dies verdeutlicht zweierlei: einmal den großen Raumbedarf, den der Luchs mit Hilfe bestimmter Verhaltensweisen gegenüber Artgenossen durchsetzt; auf diese Weise sichert er sich ein großes eigenes Revier mit entsprechend reicher Nahrungsbasis. Zum anderen zeigt dies den Luchs als einen sehr aktiven Jäger. Denkt man an das bescheidene Nahrungsangebot, das er in geschlossenen Wäldern, seinem eigentlichen Lebensraum, und besonders im Winterhalbjahr vorfindet, dann leuchtet ein, daß hier nur sehr geschickte und überdies sparsam lebende Räuber ihr Dasein fristen können.

Was den Luchs zu einem Meister des Pirschens macht, sind körperliche Gewandtheit und scharfe Sinne, vor allem Gesicht und Gehör. Mit ihrer Hilfe „ortet“ er bei seinen fast lautlosen Gängen die Beutetiere. L i n d e m a n hat als erster die Sinnesleistungen zahmer Luchse gemessen und ist dabei auf erstaunliche Werte gekommen. Es zeigte sich, daß der Luchs ganz besonders auf aktive Ziele anspricht: den knospenknabbernden Hasen, die im Laub raschelnde Maus oder den weißen Spiegel eines ziehenden Rehes hört bzw. sieht er schon auf große Entfernung. Unbewegliche Objekte dagegen, ein brütendes Auerhuhn etwa, entgehen seinem Auge. Auch K u n c , ein tschechischer Biologe, der mit einem selbstaufgezogenen Luchs regelrecht auf die Jagd geht, hat diese hohe Empfangsbereitschaft für sich bewegende Objekte bestätigt.

Selektion aus dem „Hinterhalt“?

Während man dem Wolf, bei aller Abneigung, immerhin zubilligt, seine Beutetiere hetzend auf körperliche Tauglichkeit zu testen und überwiegend die schwachen und kranken zu reißen, trauen viele dem als hinterhältig verschrienen Luchs einen selektierenden Einfluß nicht zu. H a g l u n d hat aber festgestellt, daß der Luchs auf wenigstens 20 m Nähe unbemerkt an sein Opfer herankommen muß, um gute Erfolgchancen zu haben. Wird das angeschlichene Tier seiner vorher gewahr, kann es sich fast immer mit wenigen Sprüngen in Sicherheit bringen. Ebenso verhält es sich, wenn der Luchs etwa aus Mangel an Deckung gezwungen ist, aus größerer Entfernung anzugreifen.

Daraus wird klar: Der Luchs kann erfolgreich ganz überwiegend nur unerfahrene, unaufmerksame sowie kranke, verletzte oder schwache Tiere bejagen. Die Jagd des

Luchses ist also sehr wohl ein Ausleseverfahren, wobei nicht nur die physischen Fähigkeiten, sondern auch das Inventar der ererbten Verhaltensweisen einem Test unterzogen werden.

Umgekehrt verlangen natürlich die in der „Feindvermeidung“ trainierten Beutetiere auch vom Luchs hohes Können. Er muß immer wieder lernen, wo die Grenzen seiner Fähigkeiten liegen. Ein drastisches Beispiel dafür fanden wir im März 1974 an einer Wildfütterung im Nationalpark, wo ein offenbar noch unerfahrener Luchs einen ausgewachsenen Hirsch angegriffen hatte: Der in weitem Umkreis blutgetränkte Schnee zeigte uns, daß der Luchs sich erheblich verschätzt hatte. Mit schweren Verletzungen war er gerade noch einmal davongekommen.

Reichgedeckter Tisch in unseren Wäldern

Die Jagdtechnik des Luchses legt den Gedanken nahe, daß wir es hier mit einem Räuber zu tun haben, der hervorragend an ein Leben in geschlossenen Waldungen angepaßt ist. Hier werden aber nicht nur Gewandtheit und scharfe Sinne gefordert: Wälder sind auch, im Vergleich zu offenen Landschaften, verhältnismäßig nahrungsarm – zumindest unter ungestörten Bedingungen: die Nahrungsquelle für die „Primärkonsumenten“ – die Pflanzenfresser – liegt in Form von Blättern und Nadeln unerreichbar in den Baumkronen fest; die Beschattung läßt kaum Bodenvegetation aufkommen. Wo aber nur wenig Nahrung gedeiht, findet auch der „Sekundärkonsument“ – der Fleischfresser – keinen allzu reichlich gedeckten Tisch.

Das ändert sich allerdings, wenn durch eine intensive Nutzung großer, geschlossener Waldkomplexe plötzlich mehr Licht auf den Boden gelangt: die Zufuhr von Wärme schafft hervorragende Wuchsbedingungen für die Bodenflora. Davon können nun viel mehr Pflanzenfresser (Mäuse, Hasen, Rehe) leben als auf vergleichbarer Fläche im Urwald. Und weil der danach aufwachsende lichtarme Wirtschaftswald schon kurze Zeit später wieder abgeerntet wird (100, ja 150 Jahre sind durchaus kurz im Vergleich zur Dynamik von Urwäldern!), ist für eine rasche Wiederholung, d. h. für ein ständig hohes Angebot nahrungsreicher Jungwuchsflächen gesorgt.

Für den Luchs ist das natürlich sehr wichtig: liegt doch in der verstärkten, flächigen statt einzelstammweisen forstlichen Nutzung eine wichtige Ursache dafür, daß sein Hauptbeutetier, das Reh, heute in Europa viel häufiger ist als jemals zuvor.

Der erstaunliche Aufschwung des Rehwildes

In der wildbiologischen Forschung hat während der letzten Zeit keine andere Wildart ähnliches Aufsehen erregt. Noch vor rund hundert Jahren war ihr von erfahrenen Jagdwissenschaftlern der sichere Untergang vorausgesagt worden. Heute gibt es Rehe von den Alpen bis zum Polarkreis praktisch überall zwischen 0 und 2000 m Meereshöhe, im

dichten Wald ebenso wie auf blankem Feld, neben der Autobahn und zuweilen selbst mitten in den Städten. Die Nutzung durch die Jagd ist bedeutend, und zusätzlich werden etwa ebensoviele Rehe in Deutschland durch Mähmaschinen und Straßenverkehr getötet.

Es fehlt nicht an Erklärungen für diesen wohl beispiellosen Aufschwung: ohne Zweifel profitiert das Reh von den bei uns üblichen Formen der land- und forstwirtschaftlichen Nutzung. Die Beschränkungen durch die Jagdgesetze in den nichtromanischen Ländern, vergleichsweise jungen Datums, erschweren eine effektive Nutzung oder gar eine sinnvolle Regulierung. Hinzu kommt, daß Rehe auf Grund einer Bestimmung des Jagdgesetzes, die einer vernünftigen Begründung entbehrt, im Winter künstlich gefüttert werden müssen, so daß nach dem Raubwild auch der Winter als naturgegebener Regulator ausfällt.

Über die daraus erwachsenden Schwierigkeiten in der Forstwirtschaft ist viel Tinte verschrieben worden. Ich möchte mich mit der Feststellung begnügen, daß es in unseren Gebirgswäldern eher zuviel als zuwenig Rehe gibt. Sie verursachen außerordentlich hohe Kosten, weil die jungen Kulturen durch Zäune oder Chemikalien vor dem Verbiß geschützt werden sollen, und sind mit den verfügbaren jagdlichen Mitteln und Methoden kaum regulierbar. Deshalb begrenzt nicht die Jagd, sondern die Kapazität des Lebensraumes die Zahl der Rehe. Dies erfolgt aber immer auf einem hohen Bestands-Niveau, weil Fütterung und Äsungsanreicherung viele Rehe ernähren können. Für den Luchs ergibt sich damit ein hohes Beuteangebot, ohne daß er deshalb dem Jäger allzu große Konkurrenz machen müßte.

Im Hochgebirge kommt noch das Gamswild als Beutetier hinzu. Auch hier hat die Jagd keinen entscheidenden Einfluß auf die Bestandsgröße, wie Schröder beispielsweise für das Gebiet des künftigen Nationalparks Berchtesgaden nachgewiesen hat. Das Gamswild wird trotz intensiver Bejagung (die vorwiegend den Böcken gilt) im wesentlichen von der Natur, also vom Winter reguliert. Die Gamsräude, die in 25 Jahren von Salzburg bis zum Inn vorgedrungen ist, ist eine Begleiterscheinung hoher Gamsbestände, die ihren Lebensraum voll beanspruchen. Durch die Jagd konnte sie nicht verhindert werden.

Der Luchs als Partner des Jägers

Die Bestrebungen, durch eine Verstärkung der Jagd eine höhere Nutzung der Reh- und Gamsbestände zu erzielen, wodurch die Vegetation entlastet und das Wild in seiner Gesamtverfassung „verbessert“ würde (nach menschlichen Maßstäben), scheitern am verbreiteten Unverständnis der Jagdverantwortlichen, die darin nicht selten „wildfeindliche“ Aspekte sehen, aber auch an der Schwierigkeit der Durchführung. Für den Luchs kann das nur gut sein: ihm bleibt damit ein hohes Beuteangebot erhalten. Viele der von ihm geschlagenen Rehe und Gamsen sind Todeskandidaten, die den Winter, die Räude oder anderes nicht überlebt hätten. Mit der Ausschaltung dieser minderwertigen, dem Daseinskampf nicht gewachsenen Tiere leistet der Luchs wertvolle „Hege“. Kann aber der Luchs darüber hinaus Schalenwild spürbar dezimieren?

Wahrscheinlich sind die Hoffnungen des Försters ebenso unbegründet wie die Sorge des Jägers: In slowakischen Revieren, wo Luchs und Schalenwild miteinander leben, hat N o v a k o v a festgestellt, daß der Luchs maximal nur 3 bis 5 % des Sommerbestandes an Schalenwild reißt. Dazu muß man wissen, daß sich Rotwild jährlich um 30 bis 40 %, Rehwild gar um über 50 % vermehrt. Das macht deutlich, daß der Luchs schwerlich einen spürbaren Einfluß auf die Bestandsgröße seiner Beutetiere ausüben kann. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt H e l l. Nach diesem Autor ist in der Slowakei der Luchs seit dem letzten Krieg auf das sechs- bis siebenfache angestiegen und trotzdem hat das Rehwild um ein Viertel, das Rotwild sogar um ein Drittel zugenommen. Dazu kam noch eine beträchtliche Vermehrung des Bären – und der Jäger. In Schweden schließlich wird vermutet, daß erst die Ausbreitung des Rehwildes das Vordringen des Luchses zurück in die Gebiete ermöglicht hat, aus denen er vorübergehend verschwunden war.

Die Erklärung für die geringe Effektivität des Luchses als Regulator liegt in drei Dingen: seine Beutetiere sind zu häufig, sein Revier ist sehr groß, und sein Nahrungsbedarf ist gering. Beobachtungen aus dem Bayerischen Wald (W o t s c h i k o w s k y), wo der Luchs seit etwa sechs Jahren wieder vorkommt, zeigen, daß er sehr sparsam leben kann: die tägliche Mahlzeit an einem geschlagenen Reh umfaßt etwa 2 bis 3 Pfund Wildpret. Er kann mehrere Wochen von einem Reh leben und kehrt manchmal solange zurück, bis nur noch Knochen, Eingeweide und Decke übrig sind. Neun Tage lang fraß eine Luchsin mit ihren zwei Jungen an einer Rehgeiß, und etwa acht Wochen suchten mehrere Luchse ein Stück Rotwild auf und verzehrten es fast vollständig. Es kommt allerdings auch vor, daß der Luchs nicht zu seinem Reiß zurückkehrt, sondern sich eine neue Beute sucht.

Luchs und Auerwild

Ein häufiges Argument gegen den Luchs ist die ihm nachgesagte Gefährdung des Auerswildes. Manche sehen in ihm gar einen Spezialisten und „Erzfeind“ dieses fast überall in Europa bedrohten Waldhuhns und warnen davor, dessen Untergang durch das Experiment einer Luchsansiedlung zu beschleunigen.

Selbstverständlich reißt der Luchs Auerwild, wenn sich dazu die Gelegenheit bietet. In Skandinavien zählen Auer- und Haselhühner zu seiner wichtigsten Beute, denn sie sind dort vergleichsweise häufig. Andererseits wissen wir, daß Auerhühner noch zu einer Zeit zahlreich waren, als neben dem Luchs auch noch Uhu, Adler, Bär und Wildkatze keine Raritäten waren. Der Grund dafür ist sicher nicht in der Abwesenheit von Feinden, sondern in der Qualität des Lebensraumes zu suchen: früher gab es mehr alte, reich strukturierte, „urige“ Wälder. Sie sind, wie S c h e r z i n g e r im Nationalpark Bayerischer Wald deutlich gemacht hat, unersetzliche Bestandteile im Lebensraum des Auerswildes. Mit ihm ist es wie mit anderen Wildtieren auch: in genügend großen, intakten Lebensräumen wachsen vitale Populationen heran, die durch „Räuber“ nicht gefährdet werden können. Unsere Sorge muß daher nicht der Bekämpfung ihrer „Feinde“ gelten, sondern der Sicherung ihres Lebensraumes mit all seinen typischen Bestandteilen.

Es verdient in diesem Zusammenhang festgehalten zu werden, daß bis heute m. W. nirgends ein schlüssiger Beweis dafür erbracht wurde, daß eine intensive Feindbekämpfung das Dahinschwinden von Auerwildbeständen verhindert oder auch nur verzögert hätte. Doch auch wenn er gelänge, ist ein solches Konzept nicht unbedenklich: es setzt die Ausschaltung wichtiger natürlicher Beutegreifer voraus zugunsten einer einzigen Art, die uns aus sehr subjektiven Gründen näher steht als andere Arten. Eine derartige Naturbetrachtung ähnelt in fataler Weise der Einteilung von Wildtieren in „Nützlinge und Schädlinge“.

Auch in den besten Auerwildrevieren Europas ist diese Tierart so selten, daß ein Luchs gar keine Chance hat, sich auf sie zu spezialisieren. Er ist ebenso wie andere Räuber ein Opportunist, d. h. er fängt, was er am leichtesten erbeuten kann. Sein Erfolg hängt ganz wesentlich von der Häufigkeit seiner Beutetiere ab. Deshalb sind Rehe, Gamsen, Hasen, selbst Füchse und natürlich Kleingetier, auf seiner Beuteliste am häufigsten zu finden. Auffallend ist auch, daß beim Schalenwild Jungtiere und Weibchen stets beträchtlich überwiegen, was von Čop, Nováková u. a. bestätigt wurde. Wenn auch bezweifelt werden muß, daß der Luchs seine Beutetiere (also auch Kleinraubtiere) reguliert, so ist andererseits doch nicht auszuschließen, daß bei einer evtl. Wiedereinbürgerung der „Feinddruck“ auf Auerhühner insgesamt nicht größer wird: Fuchs, Dachs und Marder, die allesamt zu den Feinden des Auerwildes gezählt werden, fallen dem Luchs gar nicht selten zum Opfer. Aus dem gleichen Grunde spielt er möglicherweise auch im Tollwutgeschehen sogar eher eine positive Rolle. Bodenbrüter sind übrigens durch den Luchs keineswegs sonderlich gefährdet: eine unbeweglich auf dem Gelege sitzende Auerhenne vertraut völlig zu Recht auf ihre Tarnfarbe. Das sprichwörtlich scharfe Auge des Luchses ist für unbewegliche Objekte fast „blind“. Sein Witterungsvermögen, das ihm hier weiterhelfen könnte, ist sehr beschränkt. Am Boden brütende Vögel sind vor ihm also relativ sicher.

Ist der Luchs gefährlich?

Aus anderen Ländern, wo Großraubtiere noch vorkommen, wissen wir, daß der Mensch von ihnen weit weniger zu befürchten hat, als uns Schauernmärchen aus vergangenen Jahrhunderten weismachen wollen. Dem Luchs allerdings sind nicht einmal Phantasiegeschichten angehängt worden. Deutlicher kann seine Harmlosigkeit kaum dargestellt werden. Selbst von tollwütigen Luchsen, die übrigens außergewöhnlich selten auftreten, sind bisher keine Angriffe auf Menschen bekannt geworden. Offenbar ziehen sich erkrankte Luchse zurück und gehen ein, ohne aggressiv zu werden.

Luchs und Weidevieh

Anders als Bär und Wolf vergreift sich der Luchs nur selten an Haustieren und dann fast nur an Schafen. Rinder, selbst Kälber, kann er nicht überwältigen. Er neigt auch nicht dazu, sich auf Haustiere zu spezialisieren, was beim Bären zuweilen vorkommt. Die wirtschaftlichen Einbußen durch den Luchs bewegen sich in einer Größenordnung, die nicht der Rede wert erscheint. Dennoch ist es erforderlich, den Schafhaltern etwaige Schäden

zu ersetzen. Dies müßte durch den Staat geschehen, denn die Kosten, so gering sie insgesamt sein mögen, treffen den Einzelnen in unangemessener Höhe. In vielen europäischen Ländern steht für derartige Schäden ein Sonderfond zur Verfügung. Im Bayerischen Wald werden gemeldete Schäden von der Luchsgruppe¹⁾ ersetzt. Bisher wurde erst ein Lamm beansprucht; es kostete 75,— DM.

Brauchen wir den Luchs?

In Deutschland zählt der Luchs rechtlich zu den jagdbaren, aber ganzjährig geschonten Tierarten. Damit genießt er juristisch einen besonders starken Schutz. Sein Abschluß wird als Jagdvergehen empfindlich bestraft.

In der Praxis hat dies dem Luchs bisher nicht viel geholfen. Obwohl seine Harmlosigkeit für Wildbahn, Vieh und Mensch außer Zweifel steht und seine Wiedereinbürgerung technisch keine Schwierigkeiten bereitet, sind alle Areale Deutschlands, die für ihn geeignet wären, luchsleer. Nur im Bayerischen Wald konnte sich ein winziger Luchsbestand entwickeln.

Inzwischen hat sich die Einstellung zu dieser Raubkatze in der Bevölkerung und bei den meisten Behörden geändert. Selbst der Bayerische Jagdverband hat seine früheren Bedenken zurückgestellt und sich für den Luchs in geeigneten Gebieten ausgesprochen. Zu dieser spürbaren Wandlung der öffentlichen Meinung haben nicht zuletzt auch die Luchse im Bayerischen Wald mit beigetragen. Mittlerweile ist der Luchs in Slowenien, in der Schweiz und im Gran Paradiso wieder eingebürgert worden. In vielen Gegenden, auch in Deutschland, wird seine Ansiedlung erwogen. Zu den geeignetsten Lebensräumen, die für den Luchs in Frage kommen, zählen dabei sicherlich die Alpen. Es gibt in meinen Augen keinen triftigen Grund, die Wiedereinbürgerung hier noch hinauszuzögern: Sie ist für Mensch und Tier unproblematisch, für den Wald und seine tierischen Bewohner sogar von Vorteil. Es ist ein überaus glücklicher Umstand, daß wir beim Luchs das Rad der Geschichte noch einmal zurückdrehen und echte Wiedergutmachung an unserer schon bedenklich verarmten Heimatnatur leisten können!

Obwohl es äußerst schwierig ist, die Wirkung des Luchses in der Biozönose festzustellen und plausibel zu erklären, gibt es kaum Zweifel daran, daß er ein wichtiges Element in Waldlebensgemeinschaften ist. Eine „Notwendigkeit“, ihn wieder einzubürgern, läßt sich daraus aber nur schwer ableiten. Wir „brauchen“ den Luchs ebensowenig wie Steinadler und Wanderfalke oder wie Konzertsäle und Museen. Als Naturgeschöpf hat er schlicht und einfach seine Daseinsberechtigung, und sie wird ihm durch den Schutz unserer Gesetze sogar ausdrücklich garantiert. Solange der Luchs aber fehlt, ist dieser Schutz gegenstandslos. Der Wunsch nach seiner Wiederansiedlung ist daher ein logisches Anliegen konstruktiver Naturgesinnung.

¹⁾ Nähere Informationen vom Verfasser.

Literatur

- Č o p, J., 1976 „Luchs sorgt für Gleichgewicht“, Nationalpark 4/76
- E i b e r l e, K., 1972 „Lebensweise und Bedeutung des Luchses in der Kulturlandschaft, dargestellt anhand der Ausrottungsgeschichte in der Schweiz“, Mammalia depicta.
- H a g l u n d, B., 1966 „De stora rovdjurens vinteranor I“ viltrevy 4/3 1966.
- H e l l, P., 1971 „Der Luchs und seine Erhaltung in Europa“, Natur und Mensch Nr. 1—2/71.
- 1973 „Einige Gedanken zur Wiedereinbürgerung des Großraubwildes in Westeuropa“, Wild und Hund Nr. 20/73.
- 1974 „Der Stand des Luchses in der Tschechoslowakei“, Die Pirsch Nr. 8/74.
- N o v a k o v a, E., und H a n z l, R., 1969 „Beitrag zur Kenntnis der Rolle des Luchses in den Waldgesellschaften“, Schweizerische Jagdzeitung Nr. 8—9/69.
- S c h e r z i n g e r, W., 1976 „Rauhfußhühner“, Wissenschaftliche Reihe des Nationalparks Bayerischer Wald Nr. 2.
- S c h r ö d e r, W., 1976 „Gams im Nationalpark Berchtesgaden“, Nationalpark 4/76.
- W o t s c h i k o w s k y, U., 1975 „Der Luchs im Bayerisch-Böhmischen Grenzgebirge“, Nationalpark 3/75.

Anschrift des Verfassers:

Ulrich Wotschikowsky, Hochreuth 52¹/₅, 8356 Oberkreuzberg



Abb. 1 Reh im Wirtschaftswald

Foto: U. Wotschikowsky

Durch günstige Nahrungsbedingungen, schonende Bejagung und Winterfütterung ist das Reh in unseren Wäldern ein Problemtier geworden. Der Förster klagt über Verbißschäden, der Jäger über den hohen Anteil minderwertiger Tiere mit geringer Vitalität. Der Luchs könnte beiden helfen!

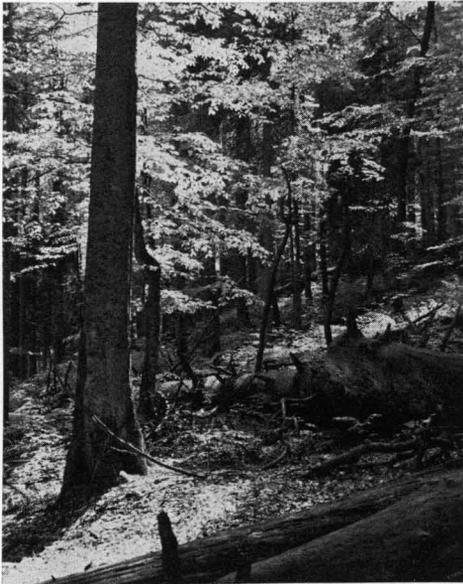


Abb. 2 Urwald

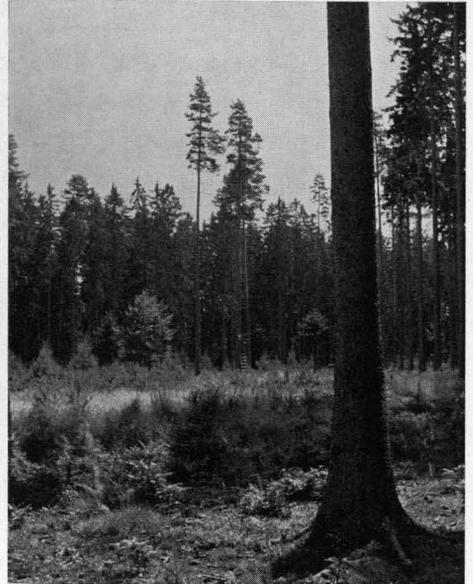


Abb. 3 Wirtschaftswald

Fotos: H. Bibelriether

Die Urwälder früherer Zeit waren schattig; am Boden konnten sich nur wenige Pflanzen entwickeln. Sie boten für Auerhühner hervorragende, für größere Pflanzenfresser jedoch nur kärgliche Lebensvoraussetzungen.

Die heute vielfach übliche flächenweise Holznutzung kehrt die Bedingungen um: Die Lebensbedingungen für Auerhühner werden schlechter, für größere Pflanzenfresser besser. Der Luchs findet hier reichlichere Nahrung als in Urwäldern.



Abb. 4 Luchs im Wirtschaftswald

Foto: W. Puchalski

Der Luchs ist keineswegs auf Urwälder angewiesen; er weiß sich den Bedingungen der Kulturlandschaft anzupassen.



Abb. 5 Pirschender Luchs

Foto: W. Puchalski



Abb. 6 Dieses Reh diente dem Luchs über zwei Wochen als Nahrung.

Foto: U. Wotshikowsky

Dank seiner scharfen Sinne ist der Luchs ein meisterhafter Pirschjäger. Doch auch Rehe und Hasen sind äußerst wachsam. Deshalb fallen ihm schwächliche, kranke oder unerfahrene Beutetiere leichter zum Opfer, während sich vitale und aufmerksame fast immer rechtzeitig in Sicherheit bringen können.

Im Bayerischen Wald ist das Reh die wichtigste Beute des Luchses. Er frisst nur das Wildpret und verschmäht Knochen, Eingeweide und Decke.



Abb. 7 Luchs im Bayerischen Wald

Foto: U. Wotschikowsky

Der Luchs ist ein wertvolles Element in Waldlebensgemeinschaften. Für den Menschen ist er harmlos, seine Beute unter den Haustieren selten und sein Tribut an Wild bescheiden. Geglückte Einbürgerungen in Slowenien, im Bayerischen Wald und in der Schweiz zeigen, daß der Mensch sein Verhältnis zu dem ehemals gnadenlos verfolgten „Räuber“ geändert hat. Auch in unseren Alpen könnte diese faszinierende Großkatze wieder leben.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt](#)

Jahr/Year: 1977

Band/Volume: [42_1977](#)

Autor(en)/Author(s): Wotschikowsky Ulrich

Artikel/Article: [Der Luchs 161-173](#)